

"Auschwitz drängt uns auf einen Fleck"

Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser

Bearbeitet von
Matthias N. Lorenz, Wolfgang Benz

1. Auflage 2005. Buch. xii, 552 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 02119 9
Format (B x L): 15,5 x 23,5 cm
Gewicht: 1073 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Deutsche Literatur](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beack-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

1. Einleitung: Martin Walser „revisited“

Dass diese Arbeit Walser-kritisch auftritt, wird bereits anhand der Gliederung des Materials im Inhaltsverzeichnis sowie den thesenhaft zugespitzten Kapitelüberschriften deutlich. Gleichwohl ist die Motivation für diese kritische Auseinandersetzung keineswegs, den *Menschen* Martin Walser zu beschädigen, herabzusetzen oder zu kränken – wobei klar ist, dass dies aus Sicht des Betroffenen trotz der eben erklärten Absicht gar nicht ausbleiben kann. Vielmehr soll anhand der Schriften Walsers exemplarisch aufgezeigt werden, was Klaus Briegleb vermutet, aber nicht philologisch genau belegt hat: dass es literarischen Antisemitismus in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit und Gegenwart gab beziehungsweise gibt, und dass dieser gerade in der auf einem antifaschistischen Konsens gegründeten Gruppe 47 einen Ort hatte.¹ Walser ist der alleinige Untersuchungsgegenstand, wird aber als Beispiel für eine Geisteshaltung angesehen, die längst vor und neben ihm existiert(e). Dieser Autor eignet sich besonders für diese Herangehensweise, weil er als Schriftsteller und Intellektueller symptomatisch für seine Generation steht: Er gehört einerseits der sogenannten Flakhelfergeneration an, die wie keine andere Generation im „Dritten Reich“ sozialisiert wurde, aber für eigene Täterschuld zu jung ist. Andererseits ist Walser ein prominenter Vertreter der jüngeren Mitglieder der Gruppe 47, dieser bis heute wichtigsten Schriftstellervereinigung der Bundesrepublik. Walser steht mit seiner persönlichen und schriftstellerischen Biografie stellvertretend für jene Nachkriegsintellektuellen, die mit dem Anspruch antraten, das bessere Deutschland zu sein. Er kann unbestritten als wichtige Repräsentationsfigur dieser fortschrittlicheren Kräfte in der jungen Bundesrepublik gelten, die sich antifaschistisch und nonkonformistisch definierten. Insofern glaubt der Verfasser, die Beschäftigung mit einem Zeitgenossen, dessen Texte unter Antisemitismusverdacht stehen, auch dann rechtfertigen zu können, wenn das Ergebnis für diesen unerfreulich ausfallen kann. Walsers langjährige Bekannte Ruth Klüger hat in ihrer unverblünten Sprache geschrieben: *„Wir reden hier von analysierbaren Texten. Die Selbsteinschätzung der Dichter und ihre unerforschlichen Seelen stehen auf einem anderen Blatt.“*²

1 Vgl. Briegleb 2003.

2 Ruth Klüger: „Siehe doch Deutschland“. Martin Walsers „Tod eines Kritikers“, in: *FR* 27.06.2002.

1.1 Grundfragen

Zwei Fragen leiten diese Arbeit. Die erste Frage ist durch die Walser-Bubis-Debatte von 1998, vor allem aber durch die Diskussion um Walsers Roman „Tod eines Kritikers“ angestoßen worden. In beiden Debatten wurden dem Autor nationalistische und antisemitische Ressentiments angelastet. Die prominentesten Vorwürfe wurden 1998 von Ignatz Bubis, dem damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, und 2002 von Frank Schirrmacher, Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, vorgebracht: Bubis hatte Walser nach dessen Friedenspreis-Rede einen „geistigen Brandstifter“ und „latenten Antisemiten“ genannt, Schirrmacher hatte den Vorabdruck von Walsers Roman „Tod eines Kritikers“ deshalb abgelehnt, weil der Roman die „Exekution“ des jüdischen Holocaust-Überlebenden Marcel Reich-Ranicki „fiktiv nachzuholen“ versuche. Diese erste Frage, die Walsers Stücke und Romane in den Blick nimmt, lautet:

- Trifft der gegen Martin Walser erhobene Antisemitismusvorwurf zu? Es ist zu untersuchen, wie literarischer Antisemitismus in seinem Werk aussehen und wodurch er motiviert sein könnte.

Die zweite Frage stellt die Gegenprobe zur ersten Frage dar und rekurriert auf das Argument, das 1998 und 2002 am häufigsten zur Verteidigung Walsers – auch von ihm selbst – ins Feld geführt wurde: Dem Autor von nachgerade klassischen Texten zur NS-Vergangenheit wie „Der Schwarze Schwan“ (1964), „Unser Auschwitz“ (1965) oder „Auschwitz und kein Ende“ (1979) Antisemitismus vorzuwerfen, zeuge entweder von Unkenntnis oder Böswilligkeit. Die zweite Frage, die auch Walsers essayistische Texte berücksichtigt, lautet daher:

- Kann Martin Walser für sich in Anspruch nehmen, aufgrund seiner lebenslangen Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus vor dem Antisemitismusvorwurf geübt zu sein? Will man dem Autor gerecht werden, so folgt daraus die Verpflichtung nachzuzeichnen, wie er sich wann und wo über Juden, Auschwitz und die „deutsche Schuld“ geäußert hat.

Diese Grundfragen sollen in folgenden Arbeitsschritten bearbeitet werden: Zunächst führt Kap. 1.2 kurz in die Vielfalt von Interpretationsansätzen der schriftstellerischen und politischen Entwicklung des Autors ein und konstruiert eine neue Perspektive auf sein Werk. Anschließend wird in Kap. 2 versucht, die Begriffe „Antisemitismus nach Auschwitz“ und „literarischer Antisemitismus“ zu klären, um zu einem Instrumentarium zu kommen, das zur Analyse von literarischen Texten, die unter Antisemitismusverdacht stehen, befähigt. In Kap. 3 werden die Kontroverse um „Tod eines Kritikers“ und der Roman selbst analysiert, ergänzt durch einen Überblick über die Forschungsliteratur speziell hierzu. Hierbei ist erstens zu zeigen, dass eine Argumentation, wie sie vor allem Frank Schirrmacher geführt hat, einer genauen Romananalyse nicht standhält, zweitens aber auch, inwiefern das Buch trotzdem höchst

problematische Signale aussendet. Daran knüpft Kap. 4 an, in dem die anhand von „Tod eines Kritikers“ gemachten Beobachtungen in Walsers Gesamtwerk – in öffentlichen Äußerungen des Autors, ausgewählten Theaterstücken, Romanen, Novellen, einem Hörspiel und einem Drehbuch, sowie in Reden, Aufsätzen und Artikeln – kontextualisiert werden. Dabei geht es um Subtexte, die sich allmählich verdichten und schließlich nicht mehr unter der Oberfläche der Haupthandlung „versteckt“ sind, sondern zum eigentlichen Thema des jeweiligen Textes werden. Die Spur jener Subtexte soll aufgezeigt werden, die zu der von Frank Schirrmacher behaupteten antisemitischen Eskalation in „Tod eines Kritikers“ geführt hat. Abschließend gilt es in Kap. 5, eine Interpretation der Ergebnisse dieser (Lebens-)Werkanalyse vorzulegen, die der Ambivalenz des Walser'schen Umgangs mit Auschwitz gerecht wird: Seiner intensiven Bearbeitung des Themas einerseits und der *dabei* erkennbaren Ressentiments andererseits.

Zuletzt hat Martin Gubser 1998 das Problem des literarischen Antisemitismus grundlegend zu fassen versucht. Gubser führt aus, dass der Umgang der Majorität mit einer Minorität ein Gradmesser des ethischen Niveaus der Mehrheit ist – was zweifellos zu allen Zeiten gilt. Während jedoch Gubser seiner Fragestellung gemäß der jeweiligen sprachlichen und intellektuellen „Verrohungsstufe“³ der Schriftsteller des 19. Jahrhunderts nachspürt, deren Kumulation er schließlich in der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“ sieht, ist bei der Untersuchung der Werke Walsers die Ausgangslage eine gänzlich andere. Mit ihnen steht eine Literatur zur Diskussion, die nach dem Holocaust entstand und vom Wissen um den Holocaust geprägt ist.⁴ Allein Walsers politische Ausrichtung als Sympathisant der Sozialdemokraten (1961) und der Kommunisten (um 1970) sowie seine Zugehörigkeit zur Gruppe 47⁵ galten und gelten

3 Gubser 1998, S. 50.

4 Im Folgenden wird, neben der von Walser häufig verwendeten Chiffre „Auschwitz“, der Begriff „Holocaust“ statt „Shoa/Shoah“ benutzt. Die Problematik des Begriffs „Holocaust“ ist bekannt, doch mittlerweile ist er nicht mehr nur im amerikanischen Diskurs der gängige Begriff schlechthin für die systematische Ermordung der europäischen Juden im Nationalsozialismus (vgl. konzis Jasper 2004, S. 435f.). Der Verfasser hält es mit der streitbaren Auschwitz-Überlebenden Ruth Klüger, die ausführt: *„Den Holocaust gab es als Ereignis, aber nicht diesen Ausdruck und daher auch nicht den Begriff. [...] Erst seit den frühen siebziger Jahren hat sich das Wort eingebürgert und die Sache umgrenzt. Ob das hebräische Wort ‚Shoah‘ ein geeigneteres Wort sei, wie neuerdings behauptet wird, kümmert mich nicht: Solange es nur irgendein Wort gibt, das sich ohne Umschweife und Nebensätze gebrauchen läßt. Denn Wörter, einfache Wörter, wie sie mit Definitionen im Wörterbuch stehen, nicht einmal die hochtrabenderen Wörter, grenzen ab und schaffen umfriedetes Gedankengelände; sonst muß man jedesmal erklären, wovon die Rede ist, [...]“* (Klüger 1992, S. 233). Zudem weist Willi Jasper darauf hin, dass der Begriff „Shoa/Shoah“ dezidiert die Sichtweise der Opfer wiedergibt und damit eigentlich *„im Land der Täter keine bedenkenlose Verwendung finden“* (Jasper 2004, S. 436) kann.

5 Walser las in der Gruppe 47 bei den Treffen der Jahre 1953, 1954 und 1955 und bekam 1955 den Preis der Gruppe für die kurze Erzählung „Templones Ende“ zugesprochen. Auch an späteren Treffen nahm er teil, stellte aber keine eigenen Texte mehr vor.

als Ausweis einer „anti-antisemitischen“ Gesinnung – ein Grundpfeiler des Mythos „Gruppe 47“, der allerdings nicht unumstritten ist.⁶

Die Arbeit untersucht ausgewählte Werke Walsers hinsichtlich kollektiver Vorstellungen „vom Juden“, die sich möglicherweise auch gegen Intention und Bewusstsein des Autors als Subtexte entwickelt und durchgesetzt haben. Dabei will der Verfasser nicht in den Ruch geraten, sich als „literaturwissenschaftliche[r] Rassismusbeauftragte[r]“⁷ zu betätigen. Auch Julius H. Schoeps und Joachim Schlör warnen in der Auseinandersetzung mit antisemitischen Bildern vor Überheblichkeit:

„Der bloße Vorwurf des Antisemitismus ist zum Instrument in einer tagespolitischen Auseinandersetzung geworden [...]. Wer Detektiv spielt, wer die ‚Jagd‘ aufnimmt und andere erledigen will, weil sie den von ihm selbst aufgestellten Kriterien zuwiderhandeln, -sprechen oder -schreiben: der stellt sich selbst, unangreifbar, unbetroffen, außerhalb; der gibt vor zu wissen, was Antisemitismus sei, der gibt vor entscheiden zu können, wer ein Antisemit sei, der etabliert vor allem zuerst seinen eigenen Standpunkt, seine eigene Position: außerhalb. Allzuständig und entscheidungsbefugt, weil nicht betroffen. Wenn diese aktuellen Debatten vorbei sind, und wie schnell gehen sie immer vorbei, wird sich nichts geändert haben. Dann kommt ein neues Thema, ein neues Ziel der vehementen Angriffe.“⁸

Wie problematisch die aktuellen Antisemitismusdebatten sind, zeigt eine ebenso humorvolle wie treffende Charakterisierung aus der *Frankfurter Rundschau*,⁹ die vier verschiedene Typen von Diskursteilnehmern unterscheidet: Zunächst gebe es den *Antisemiten*. Er fühle sich als Opfer einer Verschwörung, die je nach Prägung Weltjudentum, Wallstreet oder Medienmacht heißen könne. Gleichwohl verstehe sich der Antisemit nicht als Judenfeind und meine, dies auch nicht zu erkennen zu geben. Sein Gegenspieler sei der *Anti-Antisemit*. Er müsse den Antisemiten überführen, obwohl dieser seine Judenfeindschaft gar nicht offen zeige. Dazu bediene sich der Anti-Antisemit des Verdachts: Er überprüfe Sprache und Rhetorik des Verdächtigen und suche nach Anzeichen einer latenten Judenfeindschaft:

„Der Anti-Antisemit muss den Nachweis führen, dass das explizit Gesagte nicht das implizit Gemeinte ist, er muss Sprache als doppelbödig entlarven. Er muss ein Raster entwickeln, das unterscheidet: zwischen persönlicher Animosität (die grundsätzlich legitim ist) [...] auf der einen Seite und auf der anderen Seite einer Haltung, bei der Animosität und Kritik nur Ausdruck einer tieferliegenden Einstellung gegen Juden sind.“ (Ebd.).

6 Vgl. Briegleb 2003 (Näheres zu Brieglebs Studie in Kap. 3.2).

7 So lautet der Vorwurf Wolfgang Schneiders gegen Yahya Elsaygh, den Verfasser der Studie *Die imaginäre Nation. Thomas Mann und das ‚Deutsche‘*, München: Fink, 2000 (vgl. Schneider 2002, S. 36).

8 Schoeps/Schlör 1995, S. 13.

9 Vgl. Speck 2002.

Da der Anti-Antisemit nur mit Verdachtsmomenten und mit seinen eigenen Interpretationen arbeite, werde er sein Urteil nie beweisen, sondern immer nur begründen können. Es gebe aber noch den Typus des *Anti-Anti-Antisemiten*. Dieser unterstelle dem Anti-Antisemiten, sich ebenso wie der Antisemit in einem Wahnsystem zu bewegen, also ebenso einer Verschwörungstheorie anzuhängen. Sein Angebot sei, alle Äußerungen „zum Nennwert“ zu nehmen und keine latenten Botschaften dahinter zu vermuten. Diese Haltung werde schließlich kritisiert vom *Anti-Anti-Anti-Antisemiten*. Dieser werfe dem Anti-Anti-Antisemiten vor, „zu übersehen, dass das Phänomen des latenten Antisemitismus tatsächlich existiert“ (ebd.).

Treffender lässt sich die erhitzte, moralisierende und verquaste deutsche Antisemitismusdebatte in ihrer überkomplizierten Begrifflichkeit und Verkrampftheit nicht fassen. Derartigen Typisierungen zu entgehen ist Anspruch der vorliegenden Arbeit.

1.2 Zu einigen Problemen der Walser-Forschung

„Walsers Kehrtwendung vom linken Kämpfer zum CSU-Festredner der nationalen Einheit [...]“¹⁰

Im Folgenden wird der Blick auf eine der Kernfragen der Walser-Philologie gerichtet: In zahlreichen Beiträgen hat die Fachwelt darüber diskutiert, ob Martin Walser sich politisch grundlegend gewandelt habe.¹¹ Tatsächlich ist die Aufnahme und Kommentierung dieses Diskurses wichtig, weil eine Arbeit über den in erster Linie politischen Vorwurf gegen einen Autor (Antisemitismus) dessen politische Haltung nicht übergehen kann. Auch wenn hier Walsers Genese als öffentliche Figur und sein damit einhergehendes Engagement in der Öffentlichkeit nicht untersucht werden soll und kann, sei an dieser Stelle kurz darauf verwiesen, dass sich konkurrierend oder ergänzend zur oben zitierten Deutung Walsers als „ehemaliger Linker“ eine Alternative anbietet: Die hier zu entwickelnde Alternative heißt Werkkontinuität und wird – im Unterschied zu einer derzeit gerade wieder breiter kommunizierten konservativen Argumentation, die Werkkontinuität für Walser in Anspruch nimmt, um ihn so zu verteidigen und schließlich zu vereinnahmen¹² – *kritisch* gedacht. Die Annahme von Kontinuitäten ist die Grundvoraussetzung für eine Fragestellung, die den gegen Walsers Alterswerk erhobenen Antisemitismusvorwurf in eine Betrachtung seines Gesamtwerks einbettet.

10 Schmitter 1996. – Schmitters Formulierung aus einer Kritik zu „Finks Krieg“ (1996) kehrt in vielen Beiträgen über Walser mit nur geringen Abweichungen immer wieder.

11 Vgl. die hierzu gesammelten Beiträge bei Lorenz 2002, S. 64–68.

12 Vgl. z.B. Borchmeyer/Kiesel 2003a.

Martin Walsers Entwicklung ist schwer fassbar. Die Behauptung, er habe sich politisch von „links“ nach „rechts“ gewandelt,¹³ greift zu kurz¹⁴ (und widerspricht nicht zuletzt auch Walsers eigener Wahrnehmung).¹⁵ Doch selbst wenn die politische Richtungsänderung zuträfe, wäre nach einem Grund für diesen Wandel zu fragen. Hierzu finden sich jedoch kaum nachvollziehbare Deutungen. Zudem relativieren sich die in der Sekundärliteratur kursierenden Datierungen und Phaseneinteilungen von Walsers Werk durch ihre Widersprüchlichkeit fast bis zur Aussagelosigkeit.

- Daher soll in diesem Kapitel zunächst die Schwierigkeit vorgeführt werden, Aussagen über Walsers Entwicklung zu treffen. Ausgehend von diesen Schwierigkeiten wird eine Betrachtungsweise vorgeschlagen, die gewisse Kontinuitäten in seinem Gesamtwerk anerkennt.
- In den folgenden Kapiteln dieser Arbeit ist dann anhand von Walsers lebenslanger Thematisierung des Nationalsozialismus zu untersuchen, inwieweit hier Positionsverschiebungen festzustellen sind. Dabei ist im Sinne einer Werkkontinuität nicht vom Frühwerk, sondern von „Tod eines Kritikers“ auszugehen. Die dort getroffenen Aussagen sollen durch eine Analyse der Debatte und des Romans herausgearbeitet werden, um sie dann mit früheren Texten Walsers in Beziehung

13 Unter anderen hat Gerald A. Fetz für die Literaturkritik dokumentiert, dass Walser bis 1988 als Linker galt und seit seiner Münchner Rede „Über Deutschland reden“ als politisch rechts eingeordnet wird (vgl. Fetz 1997, S. 171-186).

14 Belege dafür, dass diese Behauptung zu kurz greift, finden sich sowohl im Werk Walsers als auch darüber hinaus: So hat beispielsweise vor allem die konservative Kritik an „Die Gallistl'sche Krankheit“ – Walsers schriftstellerischer Auseinandersetzung mit der DKP, die vielfach bemüht worden ist, um Walser als „Linksaußen“ einzuordnen – überlesen, dass hier die Alternative Kommunismus *ironisiert* wird (vgl. Oswald 1998, S. 190). Und aus dem Jahr 1978, angeblich in einer Phase der Hinwendung zum Konservatismus, wissen wir, dass Walser die linken Blätter *Konkret* und *Extra-Dienst* bezog und aufgrund dessen sogar in Berührung mit dem Verfassungsschutz kam (vgl. Peitsch 1989, S. 112). In der zweiten Hälfte der 80er Jahre, Walser polarisierte mit seiner Positionierung gegen die deutsche Teilung und erwarb sich den Ruf eines Nationalisten, setzte sich der Autor ausgerechnet für einen Dialog mit RAF-Häftlingen ein (vgl. Magenau 2005, S. 412) – auch dies lässt sich kaum auf einen konsequenten politischen Nenner bringen.

15 „Ja, auch ich habe Wörter verwendet, die nicht die meinen waren, sprach vom ‚Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit‘, leider, aber das Motiv war und bleibt: Es sollte gerechter zugehen. Ich habe mich nicht bewegt. Ich wurde von der Kritik von links nach rechts transportiert.“ (Walser bei einer Lesung im Bremer Schauspielhaus, zit. n. Posener 2001) / Acht Jahre zuvor findet sich eine ähnliche Passage in „Deutsche Sorgen II“ (1993): „Eine Zeitlang habe ich gehofft, meine Schwierigkeiten mit dem von mir aus gesehen unempfindlich groben Umgang der Linken mit Nationalem werde an meiner Platzierung auf der Links-Rechts-Skala nichts ändern. Was die Einstellung zu allen Widersprüchen und Problemen der Gesellschaft angeht, habe ich mich ja nach meinem eigenen Gefühl – aber was ist schon ein Gefühl! –, nicht verändert.“ (MW: Dt. Sorgen II (1993), S. 1007f.). / Schon 1980 gibt Walser zu Protokoll: „Nur, wogegen ich mich zu allen Zeiten gewehrt habe, versteinen Sie, von außen habe ich erfahren, ich sei ein linker Intellektueller. Das war ich ja nicht von Hause aus, ich habe mir nicht im Jahre 1949 vorgenommen, ein linker Intellektueller zu werden. [...] Das sind aber alles Sachen, das sind Bezeichnungen, die kommen von außen. Ich habe nur meine negativen Erfahrungen verarbeitet.“ (Totten-Interview (1980), S. 103f.). / Dass diese Statements von Walser nicht nachträgliche Modifikationen des Selbstbildes sind, belegt sein bereits 1967 geäußelter Spott über rollenkonforme Linksintellektuelle in „Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller. Ein Radiovortrag mit vier Nachschriften“ (MW: *Engagement* (1967)). Dieser Spott findet sich auch schon in den Anselm-Kristlein-Romanen, vgl. z.B. MW: *Einborn* (1966), S. 86f.

zu setzen. Damit wird die ebenso etablierte wie unbefriedigende These eines Wandels oder gar Bruchs in seinem Werk anhand eines thematischen Schwerpunktes (NS-Vergangenheit, Auschwitzdiskurs, Judendarstellung, Antisemitismusvorwurf) werkimmanent abgearbeitet.

In dem Gespräch mit Ignatz Bubis, das die Walser-Bubis-Debatte abschloss, sagte Walser Ende 1998: *„Ich habe mich vielleicht mehr als jeder Autor meiner Generation ununterbrochen damit [mit der NS-Vergangenheit] auseinandergesetzt.“*¹⁶ An diesem Anspruch muss sich der Autor messen lassen. Zu hinterfragen ist: Wie hat er das Thema der deutschen Schuld thematisiert? Welche Themen hat er aus dem Themenbündel, das unter der Chiffre „Auschwitz“ zusammengefasst wird, herausgegriffen – und welche nicht? Walser hat 1997 in einer Replik auf politisch motivierte Kritik von Hildesheimer Studierenden geantwortet:

*„Kein amerikanischer Schriftsteller wird zuerst einmal links oder rechts placent [...] bei deutschen Schriftstellern ist diese Marke wichtiger als das, was sie geschrieben haben. Und darauf will ich eigentlich hinaus: Müßte nicht, was ein Schriftsteller ist, auch in Romanen, Theaterstücken, Gedichten gar, zum Ausdruck gekommen sein? Und wo ist in meinen Romanen, Theaterstücken, Gedichten gar, der Rechte, der Nationalist, der Attentäter, der das antidemokratische rechte Spektrum ‚diskursfähig‘ machen will?“*¹⁷

Walser verlagert die Diskussion somit vorrangig in eine ästhetische Sphäre, in der dementsprechend auch ästhetische Kategorien gelten müssten. Eben dieser vom Autor anempfohlene Zugang soll hier in den Kapiteln über die Thematisierung von Auschwitz und Jüdischem in Walsers Stücken, Prosa und Aufsätzen versucht werden – allerdings ohne dem Trugschluss aufzusitzen, ein ästhetischer Text sei per se völlig unpolitisch.

1.2.1 Walsers Wandel – Ein Problem

Die Frage nach Walsers politischem Wandel grundiert spätestens seit seinen umstrittenen Vorträgen „Über Deutschland reden“ (1988) und „Gedanken beim Verfassen einer Sonntagsrede“ (1998) viele Feuilletons und Aufsätze über den Autor. Die Friedenspreis-Rede wird als vorläufiger Höhepunkt, als Zuspitzung jener Tendenzen angesehen, die Walser – so die Einschätzung vieler Kritiker – seit den 80er Jahren verfolgt habe. Gemeinhin wird angenommen, dass Walser sich entweder gewandelt habe (nämlich zunehmend konservativer geworden sei), oder es sogar einen Bruch in seiner Entwicklung gegeben habe (er seine linken Wurzeln verleugne). Zum Beleg dieser Alternativen wird das gleiche Material herangezogen und auch ähnlich datiert: Man wirft sich auf jene Phase schriftstellerischen Schaffens, die Mitte der 70er Jahre begann. Aus dieser Zeit gibt es einige wenige, als Schlüsselstellen anzusehende Texte,

16 FAZ-Gespräch (1998), S. 442.

17 MW: Zeitgeist (1997), S. 184f.

in denen Walser ganz offen seine Selbstzweifel ob einer Veränderung beschreibt, sowie literarische Verarbeitungen eben dieser Thematik.¹⁸ Diese Selbstreflexionen über die eigene Standortbestimmung sollen hier – trotz der Kontinuitätsthese – keineswegs missachtet werden, ihnen sind die Kap. 4.2.3.1 und 4.3.4 gewidmet, in denen es um Walsers literarische und essayistische Verarbeitung seiner Abkehr vom linkspolitischen Engagement geht. Dass sich der Schriftsteller in der ersten Hälfte der 70er Jahre vernehmlich im linken Spektrum engagierte, wird in dieser Arbeit als letztlich kurze Episode angesehen.

Es gibt eine weitere Gemeinsamkeit: Egal ob der jeweilige Interpretierende eher der These vom Wandel oder der vom Bruch anhängt, er glaubt Walsers Selbstzuschreibungen nicht.¹⁹ Dies ist zwar keine schlechte Voraussetzung für die Interpretation seiner literarischen Texte – blindes Vertrauen in die Selbstäußerungen des Untersuchungsgegenstandes ist hierbei nie die beste Voraussetzung –, gleichwohl macht es zumindest stutzig, dass Walser selbst von sich in den genannten Offenbarungen immer wieder sagt, dass er sich *zurück*besinnen wolle, da er sich von sich selbst entfernt habe. Im Denken der einen wie der anderen These wird daraus gemacht: Walser wolle sich von sich selbst entfernen, er wolle sich neu besinnen. Das ist ein nicht zu unterschätzender Unterschied, denn hieran knüpft die Frage an, ob Walsers politisches Engagement Anfang der 70er Jahre als eine Phase angesehen wird, in der der Autor sich selbst am nächsten gewesen sei, oder ob eben diese Phase lediglich als kurzer „Ausrutscher“ gewertet wird.

Gegen die These eines politischen Wandels von extrem linken zu extrem rechten Positionen spricht bei näherer Betrachtung einiges: Wenn sich Walser vom sozialistischen zum konservativen Agitator entwickelt haben sollte, so ist unklar, warum er sich heute im Gegensatz zu früher keiner Partei seiner Ausrichtung zuordnen mag. Er nennt Peter Handke und Botho Strauß in einem Atemzug als Gleichgesinnte und will sich wie bereits zu Zeiten der großen Koalition nicht mit einer politischen Fraktion gemein machen.²⁰ Walser vermeidet es tunlichst, sich so plakativ festzulegen wie ein Günter Grass.²¹ Auch hat der Schriftsteller bereits vor 1989 Essays veröffentlicht, in

18 Vgl. z.B. MW: *Juri Trifonow* (1975); *Händedruck* (1979); *Jenseits d. Liebe* (1976); *Fliebendes Pferd* (1978).

19 Als Beispiel sei auf die folgende Passage aus der Monographie von Gerald A. Fetz verwiesen, sie beginnt mit einem Walser-Zitat: „*Ich wollte einfach möglichst genau zur Sprache bringen, was ich an bewußten oder noch mehr an unbewußten Erfahrungen in mir vorfand. Daß das nachher als ein kritisches Verhältnis zur Gesellschaft oder zur Realität gewertet wird, das ist die Zutat der Leser beziehungsweise der Kritik*“ (Sautter-Interview 1982, S. 20). [Fetz kommentiert:] *Ob Walser das wirklich glaubte oder nicht, spielt keine Rolle [sic!].*“ (Fetz 1997, S. 34). / Walser selbst hat diesen Umstand des bewussten Missverstandenwerdens immer wieder beklagt, z.B. in: *Zeitgeist* (1997), S. 179: „*Für mich ist an diesen und ähnlichen Behauptungen das Interessanteste, daß sie sich aus Aufsätzen und Reden verprovinzianisieren, in denen ich etwas formuliert zu haben glaube, was zu solchen Behauptungen nicht paßt.*“

20 Vgl. MW: *Über D. reden* (1988), S. 903; *Parolen* (1967), S. 226; 6. *Oktober* (1989), S. 917.

21 Eine ähnliche Einschätzung vertritt Joanna Jabłkowska, die ebenfalls in Frage stellt, dass sich Walsers Ausrichtung „*erheblich verändert*“ habe (vgl. Jabłkowska 2001, S. 85f.).

denen er die deutsche Teilung als auf Dauer nicht hinnehmbar anprangerte. Noch bevor das Thema „Nation“²² zum Zeitgeist wurde, hat er sich fortgesetzt zur deutschen Einheit geäußert;²³ berücksichtigt man noch das nicht verwirklichte Stück „Ein Pferd aus Berlin“, dann lässt sich Walsers Beschäftigung mit dem Thema „deutsche Teilung“ sogar in die frühen 60er Jahre datieren (vgl. hierzu Kap. 4.2.2).²⁴ Das von der westdeutschen Linken durchaus wohlwollend gebilligte Thema „Region/Heimat“ ist in seiner Bearbeitung durch Martin Walser daher vermutlich gar nicht losgelöst vom *nationalen* Thema zu verstehen, auch wenn die wissenschaftliche Literatur über den Autor diese Bereiche oft trennt.²⁵

Die These eines Wandels „von links nach rechts“ ist also nicht zuletzt deshalb wenig überzeugend, weil sich hierfür kaum plausible Gründe finden lassen. Man kann bilanzieren, dass es mit diesem Deutungsangebot bisher nicht gelungen ist, eine stichhaltige Aussage über den Verlauf von Martin Walsers Werk zu treffen. Daher sollen hier die tradierten Ansätze Wandel oder Bruch zugunsten eines unverstellten Blickes vernachlässigt werden. Aber die Frage steht nach wie vor im Raum: Wie ist Martin Walsers schriftstellerische und politische Entwicklung zu verstehen?

Bei der Verwendung von Begriffen wie „Frühwerk“, „politische Phase“ oder „Spätwerk“ wäre es zunächst notwendig, das Werk Walsers in datierbare Phasen einteilen. Bei der Lektüre zahlreicher Besprechungen und Sekundärtexte drängt sich der Eindruck auf, es gebe drei Phasen von Walsers Schaffen: Zunächst das Frühwerk, geprägt durch die Angestelltenromane und das politische Engagement für die Linke,²⁶

22 Generell wird in dieser Arbeit mit Gisela Engel davon ausgegangen, dass eine Nation „keine natürlich gegebene, sondern eine diskursiv konstruierte und unter sich ändernden historischen Bedingungen jeweils rekonstruierte Vorstellung von Gemeinschaft“ (zit. n. Rass 2000, S. 377) darstellt. Martin Rass spricht aus diesem Grund auch von „nationalen Projekten“ (vgl. Rass 2000), eine Formulierung, die in dieser Arbeit aufgegriffen wird, weil sie die künstliche Konstruiertheit nationaler Bestrebungen einschließt.

23 Vgl. hierzu die Ausführungen von Müller 1990, S. 29/33.

24 Jörg Magenau hat jüngst auf einige Äußerungen Walsers hingewiesen, die sein frühes Interesse am Thema Teilung und am Ost-West-Konflikt belegen (vgl. Magenau 2005, S. 136f./172-178/260/332).

25 Michael Töteberg schreibt: „*War früher Walsers Bezugsgröße die Region [...], so ist es nun die Nation [...]*.“ (Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 19). Jürgen Bongartz vertrat zwar 1996 die Auffassung, es ginge „*Walser nicht um nationale Identität*“, sondern um „*nationale Heimat*“ (Bongartz 1996, S. 482f.), doch diese Interpretation lassen Walsers Essays zur Deutschlandfrage der 80er und 90er Jahre eigentlich nicht zu. Vielmehr legen Anliegen wie das „*Buchstabierenmüssen unserer Existenz*“ als „*Lebensschwierigkeit[en]*“ (MW: *Sonntagsrede* (1998), S. 26) die Deutung nahe, dass es Walser um nationale Identität geht, das „Wir“ in seinen Ausführungen meint stets alle Deutschen. Auch in „*Ein springender Brunnen*“ ist das Dorf gemeint als „*eine Welt*“ (MW: *Ein spr. Brunnen* (1998), S. 13), in der es um die Identitätsfindung der jugendlichen Hauptfigur, aber auch um die Identitätsbehauptung des deutschen Autors Walser geht. Eine differenziertere Deutung von Walsers Begriff einer nationalen Identität im Spannungsfeld „Zwischen Heimat und Nation“ bietet Jabłkowska in ihrer gleichnamigen Studie (Jabłkowska 2001).

26 Georg Eggenschwiler charakterisiert die übliche Rezeption und den eingefahrenen Umgang mit der (vermeintlichen) von „Ehen in Philippsburg“ (1957) bis „Der Sturz“ (1973) reichenden Phase: „*Diese frühe Periode in Martin Walsers Schaffen hat dessen Ruf als politischen Schriftsteller begründet, und sie bestimmt bis heute maßgeblich die Perspektive, unter welcher die Literaturkritik und die Literaturwissen-*

dann eine relativ kurze Phase des Schwankens oder Umschwungs in den 70er Jahren, anschließend dann das zunehmend nach „rechts“ tendierende Spätwerk seit Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre. Diese Einteilung ist ein Produkt eines auf den politisierten Walser um 1968 beschränkten Blickes, dessen doppelte Motivation zu suchen ist in der zunehmenden Politisierung der Bevölkerung, besonders an den Universitäten und unter Intellektuellen, und in der daraus resultierenden Betrachtung vor allem der damals aktuellen politischen Schriften Walsers sowie eine auf die Aufdeckung von Gesellschaftskritik fokussierte Lesart der Romane.²⁷ Ein derartiges Schema ist vereinfachend. Gerade das Werk Walsers mit seiner großen Zahl von Auseinandersetzungen zu ganz verschiedenen Themenbereichen lässt sich denkbar schwer in klar abgrenzbare Phasen einteilen.

Hier sollen nun einige Positionen zu den Entwicklungen und Veränderungen Martin Walsers vorgestellt werden. Viele dieser Positionen sind durchaus stichhaltig begründet und das Resultat detaillierter Studien einzelner Werke des Schriftstellers. Der Wert dieser Kategorisierungen, Verlaufsbeschreibungen und Phaseneinteilungen relativiert sich jedoch zusehends in der Konfrontation mit anderslautenden Beobachtungen.²⁸ Es ist eine Vielzahl gegenläufiger Datierungen und Erklärungsansätze in der einschlägigen Literatur zu finden, die teilweise bewusst, zum Teil aber auch nur beiläufig geäußert werden. Würde jedes Werk, das irgendwann einmal als „Wendepunkt“ in Walsers Schaffen beschrieben worden ist, tatsächlich einen Wendepunkt darstellen, dann müsste sich Walsers Gesamtwerk andauernd sprunghaft verändert haben. Im Folgenden soll exemplarisch anhand von zwei Themenkomplexen, die für diese Arbeit

schaft diesen Autor zu sehen und zu beurteilen pflegen.“ (Eggenschwiler 2000, S. 9). Eggenschwiler selbst hebt stattdessen die Selbstthematization Walsers in diesen Werken hervor, womit er eine wichtige Vorüberlegung für die in dieser Arbeit verfolgte Argumentation leistet. Von der eingefahrenen Phaseneinteilung, die den Walser vor dessen politischer Agitation in der zweiten Hälfte der 60er Jahre als möglicherweise eigenständige Werkphase ignoriert, löst sich jedoch auch Eggenschwiler nicht.

27 Vgl. die rechte wie linke Kritik an Walsers ersten Romanen: Jost Nolte mokiert sich in der *Welt* über die Bezüge zur deutschen NS-Vergangenheit und die eigenwillige Stilistik Walsers, während Friedrich Sieburg sich über die sexuelle Taktlosigkeit des Roman entrüstet (beide zit. n. Oswald 1998, S. 60ff.); Werner Brändle dagegen hält „Halbzeit“ für politisch misslungen, da der Roman deskriptiv, nicht normativ sei (vgl. Brändle 1978, S. 11f.), und der der Kritischen Theorie verhaftete Thomas Beckermann kritisiert, dass „Halbzeit“ zu affirmativ der Gesellschaft gegenüber sei (vgl. Beckermann 1970b, S. 241). Martin Krumbholz vertritt den Standpunkt, dass „Halbzeit“ eigentlich nicht „*weltanschaulich*“ sei, aber aufgrund der komplexen Verstrickung von Autor und Erzähler Gefahr laufe, derart gelesen zu werden (vgl. Krumbholz 1980, S. 72). / Peter Laemmle hat eine ebensolche politisch motivierte Literaturkritik für „Der Sturz“ herausgearbeitet (vgl. Laemmle 1981). / An „Seelenarbeit“ wird die Gespaltenheit der politisch motivierten Kritik deutlich: Die ostdeutsche Kritikerin Ursula Reinhold bejahte die klassenkämpferische Bauernkriegsthematik (vgl. Reinhold 1980, S. 904), während die Rezeption der westlichen Linken den Ausweg der Ehe als zu konservativ ablehnte (vgl. z.B. Högemann-Ledwohn 1979, S. 139). / Ausführlich schildert Franz Oswald die verschiedenen Voreingenommenheiten der Literaturkritiker, die sich mit Walsers Werken auseinander gesetzt haben (vgl. Oswald 1998, S. 167-216).

28 Dass es zu einzelnen Werken Walsers disparate Kritiken gibt, versteht sich von selbst. Hier geht es vielmehr um grundsätzliche Aussagen zu seiner Schriftstellerbiografie.

relevant sind, die Konfusion der vorliegenden Forschungsliteratur und Literaturkritik dargestellt werden: (1) Die Frage nach einem Wendepunkt in Martin Walsers Autor-Biografie; (2) die Frage, ob Martin Walser ein politischer Autor ist.

1) „Gibt es einen Wendepunkt in Martin Walsers Autor-Biografie?“²⁹ In der Beantwortung dieser Frage kursieren zahlreiche unterschiedliche Antworten: Anthony E. Wayne etwa datiert eine signifikante Verknappung und Konzentration des Walser'schen Stils auf 1965,³⁰ Rüdiger Maack bezeichnet dagegen – mit dem gleichen Argument – erst 1973 als „Wendepunkt“.³¹ Zwar sieht auch Andreas Weihe im Jahr 1973 einen Wandel in Walsers Werk, allerdings begründet er diesen in einer Umwertung des Amerikabildes,³² während Rüdiger Maack genau diese These zu relativieren sucht (S. 180). Frank Pilipp wiederum konstatiert gleichzeitig einen Wandel vom soziologischen zum psychologischen Blickwinkel, der mit der Strömung der „Neuen Innerlichkeit“ der 70er Jahre einhergegangen sei,³³ und stößt damit auf scharfen Widerspruch von Rhys W. Williams: „Walser does not belong to this movement, it is difficult to see why that year [1973] is deemed to mark a caesura.“³⁴ Klaus Siblewski und Michael Töteberg sehen wie Pilipp, dass sich Walsers Werk thematisch zunehmend verinnerliche, datieren dies jedoch später und bewerten dementsprechend die Zürn-, Horn- und Halmromane ab 1976 als „Rückzugsstufe[n]“³⁵ des Autors. Ursula Reinhold

29 Diese Frage geht oft einher mit Vermutungen über angebliche „Schaffenskrisen“ des Autors, deren Datierung ebenfalls umstritten ist. Wilfried Barners Literaturgeschichte verortet eine „Krise, die mit der Radikalisierung der politischen Position während der Studentenbewegungen und des Vietnam-Protestes zu tun hat und die sich in den Prosaarbeiten ‚Fiction‘ (1970) und ‚Die Gallistl'sche Krankheit‘ (1972) niederschlägt.“ (Barnert 1994, S. 419). Georg Eggenchwiler bezieht auch noch den Roman „Der Sturz“ (1973) mit in diese Krisenphase ein (vgl. Eggenchwiler 2000, S. 162). Franz Oswald stellt der Deutung von „Fiction“ (1970) als Ausdruck einer Krise die These zur Seite, dass Fiction eher eine „technical preparation“ (Oswald 1998, S. 91) für die nachfolgenden, Bewusstseins-lastigen Romane gewesen sei. Marcel Reich-Ranicki schreibt, Walser habe erst mit der Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978) „die oft beschworene Krise“ (Reich-Ranicki 1996, S. 85) überwunden. Klaus Siblewski und Michael Töteberg sehen in „Jagd“ (1988) den Ausdruck einer Krise und stellen einen „Stillstand seiner literarischen Produktion“ (Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18) fest. Erneut und vielstimmig wie nie wurde der – diesmal eindeutig abwertend gemeinte – Befund einer Krise in Walsers Schreiben während der Debatte um „Tod eines Kritikers“ laut.

30 Vgl. Wayne 1980, S. 23.

31 Maack 1996, S. 217.

32 Vgl. Andreas Weihe: *Zum Amerikabild Martin Walsers*, Diss. Waterloo [Canada] 1986, zit. n. Maack 1996, S. 180.

33 Vgl. Pilipp 1991, S. 35.

34 Williams 1994, S. 264f.

35 Siblewski/Töteberg (KLG, 61. Nlg. 3/99), S. 18. / Übrigens wollen Siblewski/Töteberg Walsers Wandel unter anderem damit belegen, dass sich seine Position zur gesellschaftlichen Rolle des Schriftstellers verändert habe: „Auch politische Stellungnahmen – ‚Engagement als Pflichtfach für Autoren‘ [sic!] hatte er in den bewegten Zeiten der Studentenrevolte gefordert [sic!] – lehnt er inzwischen ab.“ (Ebd., S. 17). Gemeint ist hier wohl der Aufsatz „Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller“ von 1967. Walser fordert in diesem Text zwar von den Intellektuellen, im Falle einer Provokation an deren Aufklärung mitzuwirken, das Hauptanliegen des Textes ist jedoch gerade die Ablehnung des Pflichtfach-Gedankens (vgl. *Engagement* (1967)).